
Neue Historische Literatur

Schwerpunkt Ethnizität und Migration

Migration und Völkerwanderung

von Timo Stickler

Mischa Meier, Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. München, Beck 2019. 1532 S., 40 Abb., 38 Karten, € 58,-.

Es ist nicht einfach, ein eineinhalbtausendseitiges Werk zu besprechen, das bereits im Covertext des Verlages als „neue grandiose Darstellung“, als „wahres *opus magnum*“ gepriesen wird. Zum Glück schlägt der Autor in seinem Vorwort leisere, auf den zweiten Blick freilich nicht unbedingt minder ambitionierte Töne an: „Jede historische Monographie [...] ist, gewollt oder nicht, zugleich auch ein Buch über die eigene Zeit, ja ihr Spiegel. Nicht zuletzt darin liegt die Relevanz geschichtswissenschaftlicher Forschung und historischer Literatur“ (S. 11 f.). Mischa Meier unternimmt es, mit seiner umfassenden Darstellung der Völkerwanderungszeit zeitgenössischen Aktualisierungen ebenso entgegenzusteuern wie den überkommenen Eingrenzungen des Sujets im 19. Jahrhundert. Durch eine doppelte Erweiterung seines Forschungsgegenstandes, zeitlich (auf den Zeitraum zwischen der Mitte des 3. und der Mitte des 8. Jahrhunderts) und räumlich (von Britannien und Skandinavien bis nach Zentralasien und Arabien), bereitet er das Terrain für seine Deutung des umfassenden Transformationsprozesses am Übergang von Antike und Mittelalter. In der Tat, eine solche Gesamtdarstellung hat es noch nicht gegeben.

I. Das Buch

Ich werde im Folgenden die einzelnen Kapitel durchgehen und ihren Inhalt kommentierend vorstellen. Daran schließen sich einige grundsätzliche Bemerkungen. Dabei sei ausdrücklich vorangestellt, dass etwaige Kritik im Detail die große Leistung dieses Buch keinesfalls schmälern will, aber gerade weil sicher davon auszugehen ist, dass Meiers „Völkerwanderung“ künftigen Wissenschaftlern als wichtiger Ausgangspunkt für eigene Forschungen dienen wird, erscheint mir dieses Vorgehen notwendig und, auch aus der Sicht des Autors, wünschenswert.

Im ersten Kapitel „Völkerwanderung: Forschungsobjekt und Darstellungsabsicht“ (S. 15–123) macht Mischa Meier den Leser mit einigen Grundsatzentscheidungen vertraut, die seinem Buch zugrunde liegen. Im Lichte der jüngeren Forschung tritt er für einen Paradigmenwechsel ein, der nicht mehr „Völker“ und „Stämme“, sondern „Identitätsgruppen“ in den Mittelpunkt stellt. Eine Konsequenz daraus ist, dass der Begriff ‚Völkerwanderung‘ für den Verfasser in sich problematisch ist, weil er eine Verengung auf die Germanen, auf (West-)Rom und auf den germanisch-römischen Antagonismus evoziert. Aus diesem Grund wird er im Verlaufe der Darstellung stets in Anführungszeichen gesetzt. Im Grundsatz verteidigt Meier das Ethnogenesekonzept der sogenannten Wiener Schule gegen Kritik aus dem angloamerikanischen Raum. In den Kontroversen um die *Transformation of the Roman World* positioniert er sich dahingehend, dass er ein frühes Auseinanderdriften zwischen der ost- und der weströmischen Sphäre schon ab etwa 400 postuliert. Diese Sichtweise hat Folgen, die Meiers Deutung des ereignisgeschichtlichen Verlaufs an den unterschiedlichsten Stellen beeinflusst; ich werde deshalb weiter unten nochmals darauf zurückkommen. Sympathisch ist seine abschließende Wertung, dass im Verlaufe der Völkerwanderungszeit ein In- und Gegeneinander von Gewinn- und Verlustgeschichten zu konstatieren sei, wobei für ihn als Althistoriker die Verluste schwerer wögen. Prägnant fasst der Autor die Ziele seines Buches in dem kleinen Unterkapitel „Was dieses Buch will“ (S. 116–123) zusammen: Die Völkerwanderungszeit sei „ein Epiphänomen einer breiten Übergangsphase zwischen Antike und Mittelalter“ gewesen, aus der die „sogenannte poströmische Welt im Westen und die byzantinisch-arabische im Osten“ hervorgegangen seien: Den „Ort dieser Weggabelung zu bestimmen und danach zu fragen, welchen Anteil die ‚Völkerwanderung‘ an ihrer Entstehung hatte, sind Ziele dieses Buches“ (S. 116).

Im zweiten Kapitel „Sturm an der Donau – Beginn der ‚Völkerwanderung‘“

(S. 125–223) erfolgt eine Darstellung der Ereignisse an der Donau im 4. Jahrhundert. Meier betont grundsätzlich die Rolle des Reiches bei der Ausbildung der völkerwanderungszeitlichen Strukturen im Barbaricum, so auch in diesem Raum. Er unterstreicht den Zäsurcharakter der Schlacht bei Adrianopel 378, nicht so sehr denjenigen des Auftretens der Hunnen kurz zuvor. Die Inhalte des Vertrags Theodosius' des Großen mit den Goten im Jahre 382 werden konventionell beurteilt. Grundsätzlich ist auffallend, dass der Autor die Problematik um die barbarischen *foederati* und ihre Rolle seit dem 4. Jahrhundert zurückhaltend angeht. Das *foedus* von 382 kann man ja in einer gewissen Kontinuität zu anderen *foedera*, etwa zu denjenigen Constantius' II. mit den späteren *Goti minores* 347/48 oder Gratians mit der sogenannten Alatheus-Saphrax-Gruppe 380 sehen.¹ Meier erkennt hier aber keine Weiterentwicklung der gängigen Praxis oder gar einen Bruch mit ihr. Im Verlaufe des Kapitels arbeitet er Unterschiede zwischen Ost und West hinsichtlich der Gotenproblematik heraus. Er betont die Tatsache, dass sich Alarichs Machtbildung ganz auf römischem Boden vollzogen hat. Durch ihn sei ein gotisches Königtum geschaffen worden, das nun in die nachfolgenden Generationen weitertradiert werden konnte.

Im dritten Kapitel „*Regni nostri maxima pars: Afrika – Verwundbare Südgrenze des Römischen Reiches*“ (S. 225–262) schildert Meier zunächst die römische Verwaltungspraxis in Nordafrika, die auf Kontrolle, Diversifizierung und Einbindung der Einheimischen gesetzt habe. Er konstatiert eine Entfremdung der betreffenden Region vom Reich und deren zunehmende Destabilisierung schon seit dem 4. Jahrhundert. Es habe sich dabei um einen längeren Prozess gehandelt, dem in erster Linie innere Strukturveränderungen zugrunde gelegen hätten. Ereignisgeschichtliche Zäsuren wie die Vandaleninvasion des Jahres 429 dürften demgegenüber nicht überbewertet werden. Anhand der Donatistenproblematik zeigt der Verfasser exemplarisch die enge Verflechtung politischer und religiöser Diskurse in der Spätantike auf.

Im vierten Kapitel „Jenseits des Bosphorus: Der Osten des Reiches“ (S. 263–307) führt Mischa Meier in die spätantike Geschichte des Nahen Ostens ein, eines Raumes, der in der Völkerwanderungszeit zwischen den beiden Großmächten des *Imperium Romanum* und des persischen Sāsānidenreiches aufgeteilt war. Er umreißt kompetent die Problemlagen der betreffenden Region und parallelisiert dabei stets die

1 In diesem Sinne etwa *Andreas Schwarcz/Heiko Steuer, foederati*, in: *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*. Bd. 9. 2., völlig neu bearb. und stark erw. Aufl. Berlin u. a. 1995, 290–301, bes. 292 ff.

Verhältnisse vor Ort mit denjenigen in Europa und Afrika. Von Anfang an spielt auch die spätantike Geschichte der Araber eine wichtige Rolle in seiner Darstellung.

Im fünften Kapitel „Ringens um die Rheingrenze: Der Westen des Römischen Reiches“ (S. 309–386) legt Meier zunächst abgewogen und anschaulich die Germanenproblematik dar. Wie an der Donau konstatiert er „soziale Ausdifferenzierungsprozesse im Barbaricum im Kontext sich verdichtender Kontakte mit dem *Imperium Romanum*“ (S. 316). Die Ethnogeneseprozesse bei Alemannen und Franken werden überzeugend erklärt; etwas im Hintergrund bleibt hingegen die Bagaudenproblematik. Parallel zu den Vorgängen im Barbaricum beschäftigt sich Meier mit der sogenannten Barbarisierung des römischen Heeres und dem Machtzuwachs der weströmischen Heermeister im Verlaufe des 4. Jahrhunderts. Dabei leuchtet sein im Lichte jüngerer Forschungen entwickelter Gedanke ein, dass diese Barbarisierung nicht einfach von außen kam, sondern auch von innen heraus in einem längeren Prozess erfolgte. Es habe sich eine neue Dichotomie Soldat/Zivilist herausgebildet, die den alten Gegensatz Barbar/Römer überlagert habe. Meier spricht in diesem Kontext sogar von einer „Selbstbarbarisierung“ des römischen Heeres“ (S. 388). Den Machtzuwachs von (halb-)barbarischen Heermeistern wie Arbogast und Stilicho sieht er nicht als Ursache des Desintegrationsprozesses im römischen Heer, sondern als eines von dessen Symptomen. Der Konflikt, den Personen wie sie versinnbildlichen, steht im Grunde für die gesamte Epoche: Aus dieser Perspektive lasse sich „die gesamte ‚Völkerwanderung‘ als permanenter Aushandlungsprozess um Zugehörigkeit und Abgrenzung – kurz: um Identitätsbildung und -stabilisierung interpretieren“ (S. 362).

Im sechsten Kapitel „*Pax abiit terris*: Ein Jahrhundert der Bürgerkriege“ (S. 387–543) behandelt Meier die Desintegration des Weströmischen Reiches im 5. Jahrhundert. Treffend charakterisiert er den Vorgang als mühsames Heraustreten der Akteure aus den spätrömischen Strukturen. Kennzeichnend für diesen Zeitabschnitt ist das Auftreten von *warlords*, ein Begriff, den Meier auch auf nichtbarbarische Heermeister wie Constantius (III.) und Aëtius anwendet. Seltsamerweise wird die sogenannte Stilichonianische Kanzleireform, die Machtbildungen wie denjenigen der Genannten zugrunde lag, nirgends ausführlich behandelt. Der Autor sieht die entscheidende Zäsur in der weströmischen Geschichte beim Tode Constantius' (III.) 421 bzw. des Honorius 423. Die danach ausbrechenden Kriege interpretiert er als Bürgerkriege „innerhalb einer weitverzweigten aristokratischen Großfamilie“ (S. 396). Parallel zu diesem Handlungsstrang bietet Meier eine sehr kenntnisreiche

Darstellung der hunnischen Geschichte bis hin zum *Attilae bellum* 451/52. Die Doppelbewertung von Aëtius und Attila ist sehr abgewogen: Meier betont, dass das Weströmische Reich und sein Kaiser der Referenzrahmen für die beiden Protagonisten auf den Katalaunischen Feldern geblieben seien; treffend ist in diesem Zusammenhang sein Wort von der „römisch-barbarischen Oikoumene“ (S. 466). Insgesamt fällt Meiers Diagnose für die Zukunft des Weströmischen Reiches nach 454/55 pessimistisch aus. Im Westen sei das Kaisertum immer weniger erstrebenswert gewesen und schließlich durch ein italisches Königtum zuerst Odoakers, dann Theoderichs des Großen ersetzt worden: „Wer aktiv und erfolgreich in die Politik eingreifen wollte [...], der konnte seine Ambitionen auf vielfältige Weise umsetzen – nicht jedoch als weströmischer Kaiser“ (S. 478). Andererseits sieht Meier auch in der Herrschaft des zuletzt genannten Ostgotenkönigs trotz deren jahrzehntelanger Dauer keine wirkliche Lösung; sie sei zum Scheitern verurteilt gewesen, habe auf einer „Konsenssuggestion“ (S. 617) zwischen Römern und Goten beruht. Am Ende des Kapitels blickt Meier wieder nach Osten. Bezeichnenderweise sieht er hier ähnliche Tendenzen am Werk wie im Westen: das Verschwimmen der Kategorien „innen“ und „außen“, die Gefahr einer Dominanz des Kaisertums durch mächtige Heermeister zum Teil barbarischer Provenienz. Dennoch sei es im Oströmischen Reich zu Lösungen gekommen, die in eine neue Richtung wiesen. Nach dem Erlöschen des weströmischen Kaisertums 476/80 sei eine ideologische Neubefestigung seines östlichen Pendant erfolgt. Die damals initiierten Tendenzen – eine Hypersakralisierung des Kaisertums und eine schärfere Definition von „Römertum“ gegenüber „den Barbaren“ – hätten in der Folge die Entwicklung hin zum Byzantinischen Reich des Mittelalters vorbereitet.

Im siebten Kapitel „Manifester Kontrollverlust: Das Emergieren poströmischer *regna* im Westen des Römischen Reichs“ (S. 545–648) wendet sich Meier zunächst erneut der Geschichte der Westgoten seit dem Tode Alarichs 410 zu. Er schlägt hier, anders als im Falle des Ostgotenreiches in Italien, optimistischere Töne an: Constantius (III.) sei es gelungen, die Westgoten erfolgreich zu einer „Rekonsolidierung des Westens“ (S. 555) einzusetzen. Nicht nur im Falle des Reiches von Toulouse, sondern auch bei den Bagauden und Burgundern gelte: „Der spätrömische Kontext bildet sich schleichend heraus, um dann unvermittelt wahrnehmbar zu werden – er emergiert“ (S. 573). Meiers Darstellung der gallischen Verhältnisse im 5. Jahrhundert ist, wie stets, kenntnisreich, bezieht auch Rechtliches und Kirchliches mit ein, ist im Urteil abgewogen und bestens durch Quellen und Sekundärliteratur dokumentiert.

Am Ende des Kapitels liegt der Fokus dann auf den Franken. Der Autor legt überzeugend dar, wie es diesen unter Chlodwig gelang, nicht zuletzt durch die Konversion zum Katholizismus und die erfolgreiche Verankerung auf der lokalen Ebene zur wichtigsten Macht des poströmischen Gallien zu werden:

„Selbst bereits seit Generationen in der Region verwurzelt und nicht in einem einmaligen Landnahmeakt eingedrungen, musste der nunmehr katholische Herrscher (scil. Chlodwig) den Römern tatsächlich weniger als Eroberer Galliens denn als dessen Verteidiger gegen Alemannen und Westgoten gelten“ (S. 602).

Im achten Kapitel „*Quasi anima reipublicae* – Afrika im 5. Jahrhundert“ (S. 649–730) wird die Geschichte der Vandalen in Nordafrika kenntnis- und detailreich erzählt. Hier und da kann die Darstellung eine gewisse Teleologie nicht verleugnen: Der Zug der Vandalen unter Geiserich nach Nordafrika erscheint nahezu unausweichlich; dort werden sie mit einer „bis ins Mark zerfressenen Provinzialgesellschaft“ konfrontiert (S. 622). Meier schätzt die Bedeutung Nordafrikas für die Überlebensfähigkeit des Reiches überaus hoch ein und kritisiert implizit das (vermeintliche) Desinteresse des Aëtius an diesem Raum. Einen wichtigen Einschnitt sieht er im Friedensschluss von 442. Seit diesem Zeitpunkt sei das Vandalenreich ein unabhängiges politisches Gebilde gewesen, ein rechtlich autonomes *regnum*. Dennoch sei Geiserich auch in der Folge seltsam fixiert auf das Reich geblieben. Der Verfasser folgt hier einer bestimmten Richtung der Forschung und verzeichnet, wie immer, auch sorgfältig die Gegenmeinungen im Fußnotenapparat. Aus meiner Sicht muss man die Schlussfolgerungen, die er aus dem Quellenbefund zieht, nicht teilen. Die Einsetzung des katholischen Bischofs Deogratias in Karthago, der auffallende Verzicht auf eine vandalische Rechtskodifikation, das ostentative Festhalten am (Heirats-)Bündnis mit Kaiser Valentinian III. auch über die Ermordung des Kaisers am 16. März 455 hinaus: All dies erklärt sich besser dadurch, dass Geiserich auch nach 442 weiterhin in traditioneller Weise vertraglich mit dem Reich verbunden war als durch eine „obsessive Rombezogenheit“ (S. 697) des quasikaiserlich agierenden Vandalenkönigs.

Im neunten Kapitel „Selbstbehauptung in Zeiten der Bedrohung: Der Osten des *Imperium Romanum* im 5. Jahrhundert“ (S. 731–797) führt Meier zunächst in die Problematik des persischen Sāsānidenreiches im 5. Jahrhundert ein. Besonders überzeugen die differenzierten Passagen zu den spätantiken Arabern. Gut beobachtet ist, dass die arabischen Machthaber grundsätzlich außerhalb des Reiches verblieben

und nicht von den römischen Kaisern – wie etwa im Falle der Germanen – über Heermeisterstellen ins Reich integriert wurden.² Das Unterkapitel „Auf der Suche nach der eigenen Identität“ (S. 766–772) scheint mir ein zentrales für die Gesamtkonzeption des Buches zu sein. Wichtige Thesen sind in ihm enthalten: Angesichts des Schicksals des römischen Westens habe man im Ostreich verstärkt über essentielle Fragen nachgedacht, etwa, was „römisch“ sei, welche Relevanz das Kaisertum noch besitze und welche Verbindlichkeit überkommene religiöse Praktiken noch für sich beanspruchen könnten. Resultat dieses Reflexionsprozesses sei eine „enge Verwebung von ‚Völkerwanderung‘, Politik und Religion im Oströmischen Reich des 5. und 6. Jahrhunderts“ (S. 777) gewesen. Die Unterschiede zum Westen erwiesen sich Meier zufolge schon um 500 als signifikant (S. 793 f.). Dort seien schon viel früher die Kategorien „innen“ und „außen“ obsolet und Integration, nicht Abgrenzung das Gebot der Stunde gewesen (so bereits auf S. 48 f.). Im Ringen der Konstantinopler Eliten bei Hofe um Kaisernähe sieht Meier den Ausgangspunkt für die heftigen Friktionen im Oströmischen Reich während des 5./6. Jahrhunderts. Diese seien durch kriegerische Auseinandersetzungen und religiöse Gegensätze noch zusätzlich angeheizt worden. Im Übrigen wird gerade die schwer vermittelbare Problematik der christologischen Streitigkeiten von Meier gut erfasst und dargelegt. Seine Diagnose, dass durch sie territoriale Bruchlinien des 6./7. Jahrhunderts präfiguriert worden seien, ist durchaus stichhaltig.

Im zehnten Kapitel „Die Partikularisierung des Westens im frühen Mittelalter“ (S. 799–952) kehrt der Autor in den Westen der Mittelmeerwelt zurück. Er konstatiert für das 6. Jahrhundert einen Entfremdungsprozess zwischen West und Ost, so dass zum Ende des Jahrhunderts hin der Terminus „Byzantinisches Reich“ für das Ostreich angemessen sei (S. 800). Zwar habe es noch Kontakte, nicht mehr jedoch eine funktionierende Kommunikation gegeben. Angesichts der durchaus rührigen weströmischen *community* in Konstantinopel während der Gotenkriege melde ich hier gewisse Zweifel an.³ Die Bezwingung der Ostgoten durch Kaiser Justinian und

2 In einer seiner jüngsten Publikationen hat Greg Fisher allerdings die Parallelen im römisch-germanischen und römisch-arabischen Verhältnis, zumindest für das 6. Jahrhundert, stärker akzentuiert; vgl. *Greg Fisher, Rome, Persia, and Arabia. Shaping the Middle East from Pompey to Muhammad*. London u. New York 2020, 15 ff.

3 Siehe hierzu nun *Timo Stickler, Römische Identität(en) im gotischen Italien*, in: Hans-Ulrich Wiemer (Hrsg.), *Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien*. Berlin u. New York 2020, 295–314, bes. 309 ff.

die Geschichte des Langobardenreiches in Italien schildert Meier in bewährter Manier. Bedenkenswert ist die Idee, dass eine Stabilisierung des langobardischen Königtums nach 568 nicht mehr erfolgen konnte, weil ihm funktionierende weströmische Strukturen vor Ort als Stabilisatoren fehlten. Die Problematik Nordafrikas im 6./7. Jahrhundert nach der Eroberung durch Kaiser Justinian fasst Meier souverän zusammen. Bei der Schilderung des Toledanischen Reiches der Westgoten beschäftigt er sich vor allem mit dem *morbus Gothorum* (Ps.-Fred. chron. 4, 82), der auffallenden Schwäche des Königtums gegenüber dem Adel. Meier sieht eine Erklärung hierfür in einem bereits in den 490er Jahren erfolgten westgotischen Kriegerdrift nach Hispanien. Nach der Verlagerung des Schwerpunktes des Königreiches nach Süden infolge der Niederlage bei Vouillé 507 hätten sich die westgotischen *reges* ungeachtet aller Initiativen (Rechtskodifikationen, Salbung des Königs, Bündnis mit der katholischen Kirche) nur schwer gegenüber den schon länger dort ansässigen Magnaten durchsetzen können. Meier beschließt die Geschichte des spätantiken Hispanien mit der Darstellung der Eroberung des Landes durch die Araber ab 711. Im Hinblick auf die Entwicklung im Frankenreich zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert konzentriert sich der Autor vor allem auf die Frage, warum die dort ansässige Merowingerdynastie im Verhältnis zu den Westgotenkönigen über vergleichsweise viel Stabilität verfügt habe. Seine Antwort besteht zum einen in dem Nachweis, dass die Königsherrschaft in Gallien – etwa über *comites/grafiones* – viel stärker in der Fläche verankert gewesen sei. Vor allem aber habe es sich beim merowingischen Frankenreich zwar um ein Königreich, nicht jedoch um eine Monarchie gehandelt (so explizit auf S. 914). Dies habe viel zur Akzeptanz des Adels beigetragen; wenn auch etwas überspitzt, formuliert Meier: „Aus struktureller Perspektive stellt sich das Merowingerreich als aristokratisch-oligarchische Ordnung dar, deren Akteure sich ein Königtum als Instrument der Selbstkontrolle hielten“ (S. 903). Im Hinblick auf die Bajuwaren meldet er Zweifel an der traditionellen Sichtweise an und sieht das primäre Ereignis nicht in einer Zuwanderung von außen, sondern in der Schaffung eines Dukats im Voralpenland durch die Merowinger; die Konstituierung eines bajuwarischen ethnischen Bewusstseins sei gleichsam nachträglich erfolgt. In den Passagen zu den spätantiken und frühmittelalterlichen Verhältnissen in Britannien konstatiert der Verfasser, dass angesichts der in diesem Falle besonders dürftigen Quellenlage nur zwei Alternativen übrigblieben, nämlich „eine theoretisch angeleitete historische Modellbildung“ oder aber „eine Versenkung in Mythen und Projektionen“ (S. 927). Er selbst vertritt wie im vorausgegangenen Fall die These einer – in diesem

Falle angelsächsischen – „Nachethnisierung“ (so S. 946 f.). Die britannischen Königreiche des frühen Mittelalters seien das Resultat von wechselseitigen Akkulturationsprozessen bei Romano-Briten und Angelsachsen gewesen. Auffallend ist, dass in diesem Kapitel, das die äußersten Peripherien der spätantiken Mittelmeerwelt streift – selbst die Verhältnisse in Skandinavien finden an seinem Ende Erwähnung – die Rolle Irlands und der iroschottischen Kirche nicht eigens behandelt wird.

Im elften Kapitel „Ringens um Existenz und Einheit im Osten“ (S. 953–1088) kehrt Meier in den Osten zurück. Es bildet in gewisser Weise ein Kernkapitel, weil in ihm seine These von der nachhaltigen Umgestaltung des Oströmischen Reiches hin zu einem Byzantinischen im Gefolge des 6. Jahrhunderts umfassend thematisiert und begründet wird. Meier beschreibt zunächst die abermalige Schwächung der Mittelmeerwelt auf dem Höhepunkt der sogenannten Kleinen Eiszeit der Spätantike ab etwa 535, erst recht aber durch die Folgen der Justinianischen Pest ab 541/42. Die Bewältigung dieser exzeptionellen Krise sei durch die sogenannte Liturgisierung erfolgt (siehe bes. S. 964 f. u. 968 ff.), als deren Kennzeichen der Autor insbesondere die Sakralisierung des Reiches und der Römer, eine Hypersakralisierung des Kaisers sowie den Aufschwung des Marien- und des Bilderkults ausmacht. Folge der Liturgisierung sei durchaus eine „Erstarrung“, eine „Einkrustung“ (beides auf S. 968) des Reiches gewesen, doch zugleich habe sie das Überleben des Reiches im Kampf gegen die Perser und Araber im 6./7. Jahrhundert gewährleistet. Eine Folge der Liturgisierung sei allerdings der Bruch mit zahlreichen antiken Traditionen gewesen, auch an der Oberfläche. Besonders signifikant sei in diesem Zusammenhang die Abschaffung des ordentlichen Konsulats 541/42 nach über tausend Jahren. In der Folge wendet sich der Autor der Geschichte der Slawen in der Spätantike zu. Er arbeitet eine Art „frühslawische[s] Siedlungs- und Gesellschaftsmodell“ (S. 981) heraus, das in einem gewissen Gegensatz zu den völkerwanderungszeitlichen Machtbildungen der Germanen steht. Die Geschichte der Awaren parallelisiert Meier oft mit den Hunnen, auch im Hinblick auf die Symbiose mit den Sesshaften auf dem Balkan. Die von ihm erwogenen Unterschiede zwischen den beiden reiternomadischen Machtbildungen existieren meines Erachtens allerdings nicht oder nur bedingt. Die Awaren hatten schlichtweg mehr Zeit und sie hatten es mit anderen Rahmenbedingungen zu tun (Gesamtreich-Ostreich, Germanen-Slawen). Aus diesem Grunde konnte das Awaren-„Reich“ schließlich auch an einem spezifischen Ort, innerhalb des Karpatenbogens, dauerhaft fixiert werden und bis in die Karolingerzeit um 800 überdauern. Der Generalbass der römisch-persischen Kriege in der Spätantike führte in

den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts zu einer existentiellen Krise des Oströmischen Reiches, die Kaiser Heraclius nur unter Eingehen äußerster militärischer Risiken zu bewältigen vermochte. Damit einher ging laut Meier eine ideologische Neuausrichtung des Reiches, die den Kaiser als messianische Gestalt, nämlich als κοσμοπύστης, „Erlöser der Welt“, inszenierte. Im Zusammenhang mit der Restitution des sogenannten Wahren Kreuzes nach Jerusalem am 21. März 630 sei Heraclius als neuer Christus, neuer Konstantin und neuer David aufgetreten; auch die in diesen Jahren erstmals bezeugte Führung des βασιλεύς-Titels verweise auf den alttestamentlichen Königstitel. Freilich sollten sich diese und andere Anstrengungen des Kaisers Heraclius, seinem Reich neue Stabilität zu verleihen, angesichts der arabischen Eroberungen ab 634 als Makulatur erweisen. Damit ist Meier beim frühen Islam angelangt, dem letzten und keineswegs unwichtigsten Thema seines Buches. Über die zuletzt genannten Maßnahmen des Heraclius, insbesondere die Restitution des Wahren Kreuzes nach Jerusalem 630, versucht er Bezüge zwischen dem oströmischen Kaiser und dem Propheten Muḥammad herzustellen. Bereits die ersten islamischen Vorstöße ins Reich 629/30 stellt er in einen entsprechenden Zusammenhang, erst recht den gleichsam messianischen Einzug des Kalifen ‘Umar nach Jerusalem 638. Der Autor bekennt sich, jüngeren Forschungstendenzen folgend, zur Einbettung Muḥammads und des frühen Islam in den Kontext der Spätantike. Die Entstehung des letzteren könne als Folge „des übergreifenden Liturgisierungsprozesses in der oströmisch-byzantinischen Sphäre und ihren Ausstrahlungsgebieten als singulärem Ermöglichungsraum“ (S. 1048) verstanden werden. Durch die römisch-persischen Kriege des 6./7. Jahrhunderts sei die innerarabische Entwicklung beschleunigt worden, wobei die Gestaltung des Verhältnisses zwischen den Großmächten und regionalen Akteuren wie den (romfreundlichen) Ġassāniden und den (perserfreundlichen) Laḥmiden⁴ eine wichtige katalysatorische Funktion erfüllt habe. Bei der Darstellung der Geschichte Muḥammads, des Koran und des frühen Islam orientiert sich Meier im Einklang mit einem wesentlichen Teil der einschlägigen Forschung maßvoll an der Überlieferung der islamischen Tradition, wie sie etwa in der „Sīra“ Ibn Ishāqs zum Ausdruck kommt. Dabei versucht er immer wieder, Muḥammad mit führenden Protagonisten der Völkerwanderungszeit zu parallelisieren und zu den oströmischen Liturgisierungsprozessen namentlich unter Kaiser Heraclius in Bezie-

4 Vgl. hierzu auch – eine (seltene) Lücke in Meiers Literaturverzeichnis – *Isabel Toral-Niehoff*, *Al-Ḥīra. Eine arabische Kulturmetropole im spätantiken Kontext*. Leiden u. Boston 2014.

hung zu setzen. Bei der Darstellung der Geschichte des frühen Islam unter den ersten Kalifen betont der Verfasser die machtpolitischen Grenzen, die diesen faktisch gesetzt waren. In vielerlei Hinsicht sei erst die Herrschaftszeit 'Abd al-Maliks in den Jahren um 700 ein Wendepunkt gewesen.

Das zwölfte Kapitel „Epilog: Die ‚Völkerwanderung‘“ (S. 1089–1104) zieht eine Bilanz des Buches. Schon am Ende des unmittelbar vorausgehenden Kapitels hatte Meier nochmals wichtige Kennzeichen der beschriebenen Epoche zusammengestellt: katastrophale Wanderungen, verbreitete endzeitliche Erwartungshaltungen, eine Suche nach neuen Identitäten und deren Verortung im christlichen Kontext, die Verankerung der erlebten Geschichte in der Heilsgeschichte. War die Völkerwanderung hierfür verantwortlich oder war sie nur der Rahmen, innerhalb dessen sich all dies vollzog? Meier verweist abschließend nochmals auf die Perspektive, die „Sehepunkte“ des Betrachters; vor diesem Hintergrund könne die Völkerwanderungszeit nicht notwendig als eine Geschichte von Verlust oder Niedergang gewertet werden (S. 1089). Auch er selbst habe (Vor-)Entscheidungen getroffen, indem er den Zeitraum zwischen etwa 250 und 750 in den Blick genommen, das römische Reich ins Zentrum seiner Darstellung gestellt und eine Zäsur um das Jahr 500 postuliert habe, von der ausgehend der Westen und Osten des Mittelmeerraums sich unterschiedlich entwickelt hätten. Der Autor insistiert auf der Vielschichtigkeit des historischen Geschehens: „Wer sich auf die Komplexität des Geschehens einlassen möchte, erkauft dies mit dem Verlust der großen Erzählung“ (S. 1090). Sein eigenes Ziel sei es gewesen, durch Verzicht auf Einsträngigkeit und Teleologie die Geschichte der Völkerwanderungszeit zu ‚zerzählen‘ und damit zumindest implizit ein neues Großnarrativ zu vermitteln (so S. 1091 f.). Das Buch schließt mit einer letztmaligen Nennung wesentlicher Elemente, die dieses Großnarrativ bestimmen: der „ethnischen Wende“ des Frühmittelalters als eines Signums der Zeit (S. 1093), zugleich, durch die Auseinandersetzung mit Rom und seinen Traditionen, die Ausbildung poströmischer, ja metarömischer Strukturen (S. 1095), schließlich der Bedeutungsgewinn des Religiösen, zumal in Gestalt der Liturgisierung (S. 1099 ff.).

II. Eigenarten und Leistung

Mischa Meier schenkt Mitforschenden wie interessierten Laien nichts. Er setzt mitdenkende Leser voraus, belohnt diese aber auch reichlich. Seine Darstellung ist

im Stil ansprechend, überaus detailreich und immer quellenbezogen. Allein schon die umfangreichen Fußnoten (S. 1120–1364), das überbordende Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 1365–1495) sowie der umfangreiche Index am Ende des Buches (S. 1497–1532) bezeugen die profunde Gelehrsamkeit, die diesem – in der Tat! – *opus magnum* zugrunde liegt. Die Verästelungen der Forschungstendenzen sind für den Leser – wenn er denn will – durchgehend nachvollziehbar. Immer wieder finden sich gelungene Einzelpassagen und Miniaturen, die komplexe Sachverhalte – gerade für den Nichtspezialisten – gut aufbereiten.⁵ Doch auch ausgewiesene Fachleute für die Spätantike und das frühe Mittelalter werden von Meiers Buch profitieren, sei es, dass sie den gut aufbereiteten Forschungsstand rezipieren oder dass sie neue Impulse für die eigene wissenschaftliche Tätigkeit empfangen. Gewiss, hier und da gibt es Redundanzen, vielleicht die eine oder andere unnötige Passage. In seltenen Fällen wird der Leser überwältigt mit Details, da ist es des Guten zu viel und lenkt von den wesentlichen Anliegen Meiers ab. Im Einzelnen kann man sich manchmal an Übertreibungen, saloppen Bemerkungen und unnötigen Emotionalisierungen stören, aber das ist Geschmackssache.⁶ Echte Versehen sind selten; das Buch ist hervorragend redigiert. Gehäuft treten sie allenfalls bei arabischen Namen und Wörtern auf.⁷ Sind die „brennende(n) Ölfelder“ auf S. 300 und der „Pazifikhandel“ auf S. 1026 Meier'sche ‚U-Boote‘ analog zum Ἀποποδοβαλία-Artikel im „Neuen Pauly“?

Mischa Meier sieht und akzeptiert die Grenzen, an die wir aufgrund der Struktur der literarischen Überlieferung bei unseren Bemühungen um einen exakten Nachvollzug der spätantiken Ereignisgeschichte stoßen. Sein Credo ist es dennoch, dass ein Vorstoß hin zu den eigentlichen historischen Geschehnissen grundsätzlich möglich ist, „denn kein Diskurs schwebt ohne jegliche Anknüpfungsmöglichkeit im freien Raum“ (S. 71). Die archäologische Überlieferung wird von Meier mit gebührender Vorsicht mit den literarischen Zeugnissen konfrontiert. Seine Zurückhaltung, etwa

5 So z. B. die Passagen zur *Origo gentis* 61 ff., zu den antiken Grenzzonen 231 mit Anm. 9, zur orientalischen Grenzzone 276 ff., zur sogenannten Barbarisierung des römischen Heeres 338 ff., zum Herulernamen 611, zum Aufkommen der Reihengräbersitte 619 f., zu Victor von Vita und seinem Werk 685 ff., zu den Fallbeispielen des Droctulf 104 und des Hildiges 829 f., zu Frauen und Genderfragen in der Völkerwanderungszeit 1099.

6 Nur einige Beispiele: der „helle Zorn“ des Bonifatius 258, Valentinian I. als „junger Kaiser“ 354, die zweimalige Rede vom „Brexit“ 381 u. 924, das „aufgelassene Rugiland“ 510, „Überlebenskampf“ 1067, „schwüle Mélange“ 1042, „vom Sog der Liturgisierung regelrecht fortgerissen“ 1101.

7 So etwa auf 1057: *ḥātam an-nabīyyīn* u. *mu' minūn*, 1065: *Ḥalīd ibn al-Walīd* u. 1070: *Ibn Ḥaldūn*.

gegenüber ethnischen Deutungen des Materials, ist dabei berechtigt, in der Regel gut begründet und vielfach auch methodisch erhellend. In einzelnen Fällen, etwa im Hinblick auf die langobardischen Befunde in Oberitalien (S. 836 f.) und die westgotischen in der spanischen Meseta (S. 588), ist er vielleicht dennoch zu vorsichtig. Hier hätte er, wie im Falle der Sachsen in Britannien (S. 936 ff.), mutiger die Ausnahme von der Regel betonen können. Erfrischend ist Meiers skeptischer Umgang mit den Ergebnissen, die die Auswertung moderner DNA-Analysen für die Aufklärung historischer Verläufe erbracht haben (S. 837 ff., 938 ff., 1092). Hier beharrt er selbstbewusst auf der Relevanz der Geschichtswissenschaft und ihrer Instrumentarien und dringt auf ein historisches Arbeiten, „das nicht auf Eindeutigkeit im Beantworten von Fragen, sondern zunächst einmal auf die Freilegung von Komplexität zielt“ (S. 839).

Bei allem Willen, die traditionelle Meistererzählung von der Völkerwanderung durch seinen innovativen Zugriff aufzubrechen oder sie immerhin zu modifizieren, gelingt es Meier doch nicht immer, sich deren Beharrungskraft zu entziehen. Dann schleichen sich Unschärfen und Widersprüche ein. Da ist von der Kurzsichtigkeit der Römer die Rede, ihrer Blindheit für die Folgen einer jahrhundertlang (!) an Rhein und Donau praktizierten Politik, von der Unkontrollierbarkeit der Barbaren (so auf S. 125 ff.). In Nordafrika konstatiert er „Jahrhunderte“ des Abtastens zu Beginn der Kaiserzeit (S. 230). Mehrfach wird im Zusammenhang mit völkerwanderungszeitlichen Invasionen die Sturmmetapher bemüht (prominent in der Überschrift von Kapitel II auf S. 125). Das Jahr 395 avanciert zum „Schicksalsjahr der römischen Geschichte“ (S. 197). Das Gesagte gilt auch für einzelne Handlungsstränge: Ausdrücklich betont der Autor die erfolgreichen Bau- und Befestigungsmaßnahmen Kaiser Justinians in *Illyricum*, nur um im selben Atemzug in gut traditioneller Weise die Verwüstung des Balkanraumes durch die Slawen zu konstatieren (S. 983 ff.).

Um traditionelle Erwartungshaltungen gegenüber der Völkerwanderungszeit von vornherein zu problematisieren, vermeidet Meier jedoch einschlägige Begrifflichkeiten, etwa „Landnahme“ und „Heerkönig“, und stellt verbreitete Vorstellungen wie diejenige vom „germanischen Sakralkönigtum“ oder vom Epochendatum 732 (Sieg Karl Martells bei Tours und Poitiers über die Araber) in Frage. Das ist richtig, gerade im Lichte der einschlägigen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte. Dennoch kommt es in einzelnen Fällen vor, dass nach ostentativer Problematisierung der bisherigen Forschungsmeinungen die bisher übliche, gleichsam konventionelle Erzählung eines historischen Hergangs gewissermaßen durch die Hintertür wieder hereinkommt. Dies ist z.B. bei der hunnischen Frühgeschichte der Fall

(S. 156f.), auch bei den frühen Vandalen (S. 650ff.) und den Friesen (S. 935). Die Kontinuitäten, die bei den zuletzt genannten Formationen angedeutet werden, dürften dem Autor zufolge eigentlich gar nicht existieren; sie sind zumindest mit unserem wissenschaftlichen Instrumentarium nicht verifizierbar, wie er selbst mehrfach zutreffend feststellt. Dennoch stehen sie im Raum, auch bei Meier: Die Ähnlichkeit der Namen in Kaiserzeit und Spätantike ist einfach zu verführerisch, die vorgegebene Struktur unserer antiken Überlieferung zu prägend.

III. Mögliche Einwände

Selbstverständlich sind die zahlreichen Beiträge, die Meier selbst zur Geschichte der Spätantike und Völkerwanderungszeit verfasst hat, in seinem Buch präsent; die von ihm in den zurückliegenden Jahren entwickelten Anschauungen bestimmen die Statik des Werkes von Anfang an mit. Das hat natürlich Folgen, bestimmt die Auswahl seiner Schwerpunkte, definiert die „Sehepunkte“, wie er sich ausdrücken würde, von denen aus er auf das völkerwanderungszeitliche Geschehen blickt. Ich will hier abschließend auf drei Aspekte eingehen.

Da ist zum einen die These von einem vergleichsweise frühen Auseinanderdriften der beiden Reichshälften in der Spätantike. Bereits um 500 sei dieser Prozess unumkehrbar gewesen, so Meier, weswegen er hier eine Zäsur verorten will. Die Unbedingtheit, mit der der Autor diese These vertritt (so insbesondere auf S. 118ff. u. 196), möchte ich zumindest in Frage stellen. Wenn man näher hinschaut, kann man lange Zeit parallele Entwicklungen zwischen West und Ost verfolgen. Das gilt schon für die Zeit um 400, als in Konstantinopel der *magister militum* Gainas, in Ravenna sein Pendant Stilicho getötet wurde; beide Kaiserhöfe waren sich also der potentiellen Herausforderung durch das präsentale Heermeisteramt bewusst und suchten nach Gegenmitteln. Noch 424/25 und 437/38 kam es zu wichtigen Vereinbarungen zwischen dem west- und dem oströmischen Zweig des theodosianischen Kaiserhauses. Dabei wurden ein Heiratsbündnis vereinbart, politische Vereinbarungen getroffen, territoriale Fragen geregelt, sogar eine Rechtskodifikation für das gesamte *imperium Romanum* (der *Codex Theodosianus*)⁸ in Kraft gesetzt. All das ist nichts Geringes,

8 Dazu nun *Peter Riedlberger*, Prolegomena zu den spätantiken Konstitutionen nebst einer Analyse der

und es spricht einiges dafür, dass ungeachtet aller zunehmenden Unterschiede, zumindest solange die Nachkommen Theodosius' des Großen regierten, eine wie auch immer geartete Ablösung der westlichen von der östlichen Reichshälfte undenkbar war. Dies gilt vermutlich auch noch lange nach 455. Die weströmische Kaiserinwitwe Eudoxia kehrte nach ihrer Entführung durch die Vandalen um 461/62 nach Konstantinopel zurück; ihre Nachkommen bestimmten bis weit ins 6. Jahrhundert das politische und kulturelle Klima in der oströmischen Hauptstadt mit. Im Übrigen ist auch das Verhältnis von Autoren wie Olympiodor von Theben, Priskos von Panion und selbst noch Prokop von Kaisareia zum Westen meines Erachtens differenzierter, als es Meier nahegelegt.⁹ Während der Gotenkriege Justinians war eine mögliche Erneuerung des weströmischen Kaisertums (unter Belisar 540, unter Germanus 550) zumindest Gegenstand von Gedankenspielen oder Mutmaßungen der an den Geschehnissen Beteiligten. Noch am Ende des 6. Jahrhunderts hat Kaiser Mauricius das Reich unter seinen Söhnen testamentarisch aufteilen wollen – das hätte nun tatsächlich eine Wiedererstehung des Weströmischen Reiches bedeutet. Einer seiner Nachfolger, Constans II., besuchte 668 Rom; auch er soll unter dem Eindruck der arabischen Invasionen eine Regierung des Reiches vom Westen aus erwogen haben. Bezeichnenderweise werden beide Episoden von Meier nur gestreift und in ihrer Bedeutung herabgesetzt. Eine Aussage wie: „Seit dem frühen 6. Jahrhundert [...] scheinen die letzten Dämme gebrochen zu sein“ (S. 800), ist meines Erachtens jedenfalls übertrieben. Der Autor hat allerdings Recht, wenn er die Dimension der Unterschiede zwischen Ost und West als Forschungsdesiderat identifiziert (S. 803).

Selbstverständlich vertritt Mischa Meier die These vom „anderen Zeitalter Justinians“, die er seit seiner Habilitationsschrift in zahlreichen Beiträgen weiter entfaltet hat, auch in dem vorliegenden Buch. Dagegen ist nichts auszusetzen, zumal der Grundgedanke einer Zäsur während der langen Regierungszeit dieses Kaisers einleuchtet und von vielen Wissenschaftlern mittlerweile geteilt wird. Ich würde allenfalls dafür eintreten, mehr die Tendenz in der Entwicklung zu betonen und eine zu starke Fokussierung auf den Ausbruch der Pest 541/42 zu vermeiden. Die klimatische Verschärfung im Mittelmeerraum machte sich ja bereits einige Jahre früher be-

erbrechtlichen und verwandten Sanktionen gegen Heterodoxe. Stuttgart/Bad Cannstatt 2020. Er arbeitet präzise den reichsteilübergreifenden Anspruch des *Codex Theodosianus* heraus, ebd. 89ff.

9 Siehe *Timo Stickler*, Olympiodor und Prokop, in: Valerio Neri/Beatrice Girotti (Eds.), *La storiografia tar-doantica. Bilanci e prospettive*. In memoria di Antonio Baldini. Mailand 2017, 135–148.

merkbar, und auch die ersten außenpolitischen Rückschläge, etwa gegen Ostgoten und Perser, erfolgten schon in den 530er Jahren. Einzelne Aspekte, die Meier in einen Zusammenhang mit der Zäsur unter Justinian bringt, z. B. das Auslaufen der klassischen Geschichtsschreibung, kann man auch anders bewerten.¹⁰ Es ist im Grunde ähnlich wie im Falle der von ihm stark akzentuierten „Liturgisierung“: Das Phänomen ist zutreffend erfasst, seine Relevanz und Stimmigkeit vom Autor in vielerlei Hinsicht und unter Anführung zahlreicher Quellenbelege überzeugend erwiesen. Dennoch sollte meiner Meinung nach vermieden werden, dass die Darstellung der Geschichte des Oströmischen bzw. Byzantinischen Reiches im 6./7. Jahrhundert allzu schnell in eine Art neue Orthodoxie einmündet. Die von Meier angebotenen Lösungsmodelle müssen flexibel genug gehandhabt werden, um auch (noch) widerstreitende Aspekte zu integrieren.

Besonders deutlich scheint mir das bei der Frage zu sein, welche Rolle die Liturgisierung im Oströmischen Reich bei der Herausbildung des Islam gespielt haben mag. Der Autor betreibt hier beachtlichen argumentativen Aufwand, aber es bleiben Zweifel bestehen: Die zeitnahe Überlieferung von der Rückführung des Wahren Kreuzes durch Kaiser Heraclius nach Jerusalem im Jahre 630 bleibt merkwürdig blass (wie Meier auf S. 1043 auch selbst zugibt; außerdem gibt es chronologische Probleme, wie er auf S. 1355 Anm. 111 eingesteht). Bezüge zwischen dem Endzeitbewusstsein Muḥammads und entsprechenden Denktraditionen im Reich wirken konstruiert, desgleichen die Parallelisierung des Konzepts von Heraclius' Heiligem Krieg mit dem islamischen *ḡihād*. Es ist durchaus so, dass der Koran auf die Verhältnisse bei den Römern blickt; die 30. Sure *ar-Rūm* ist sogar nach ihnen benannt. Dennoch müsste man gerade hier noch viel deutlichere Bezüge erwarten, träfen die Thesen des Autors zu. Meier will im Zusammenhang mit der Liturgisierung meines Erachtens generell zu viel auf einmal (auf S. 1101 bringt er sogar Attilas „Schwert des Ares“ mit ihr in Verbindung!).

10 Siehe Bruno Bleckmann, Die letzte Generation der griechischen Geschichtsschreiber. Studien zur Historiographie im ausgehenden 6. Jahrhundert. Stuttgart 2020.

IV. Bilanz

Die Gesamtbeurteilung des Buches kann nur überaus positiv ausfallen. Ungeachtet aller Differenzen, die es in Einzelfragen geben mag, wird Mischa Meiers „Völkerwanderung“ ganz sicher ein Referenzwerk für kommende Forschergenerationen und eine Fundgrube für alle an der Geschichte der langen Spätantike Interessierten sein. Überaus positiv ist, dass der Autor der Verlockung (weitgehend zumindest; vgl. S. 58, 88 u. 1103 f.) widerstanden hat, das von ihm geschilderte und gedeutete Geschehen mit aktuellen Bezügen zu versehen, obwohl das hin und wieder naheliegender gewesen wäre. Sympathisch finde ich ferner, dass er die religiösen Motive für das Handeln der Protagonisten in der christlichen Spätantike nicht wegdiskutiert oder nachträglich rationalisiert, sondern diesen ihr Recht zugebilligt hat (S. 642 f., 699, 776 f., 782 f. u. 911). Meier hat unter dem Einfluss der modernen Theoriebildung nie den Kontakt zu seinen Protagonisten in ihrer so ganz eigenen Welt verloren.

Auch den Bezug zur mitforschenden *scientific community* verliert Meier nicht. Immer wieder stützt er sich ausdrücklich auf die Ergebnisse anderer Wissenschaftler und ‚ehrt‘ wichtige Autoren durch direkte Zitate im Fließtext. Ansprechend ist in diesem Zusammenhang, dass Meier ausdrücklich auch Kritik an seinen eigenen Thesen dokumentiert (so im Falle des Nika-Aufstandes auf S. 954 mit Anm. 2; vgl. auch S. 973 Anm. 22). Sicher ist davon auszugehen, dass Mischa Meiers „Völkerwanderung“ aufgrund ihrer offenkundigen Qualität ihre Wirkung entfalten und insbesondere für künftige Studierendengenerationen das maßgebliche Buch zum Thema sein wird. Wer aber will, wird unter der Oberfläche des Meier’schen Großnarrativs weiterhin in die Tiefen der wissenschaftlichen Detailforschung eintauchen können; den Boden dafür hat der Autor selbst durch seine Akribie bereitet. Es ist sicher auch in seinem Sinne, dass er nicht als ‚neuer Livius‘ die ihm Voraus- oder neben ihm Hergehenden verdrängt, sondern den Claudii Quadrigarii und selbst den Licinii Macri und Valerii Antiatas unserer Tage Raum gibt (vgl. hierzu beispielhaft S. 1350 Anm. 94).

Prof. Dr. *Timo Sticker*, Friedrich Schiller Universität Jena, Institut für Altertumswissenschaften, Lehrstuhl für Alte Geschichte, Fürstengraben 25, 07743 Jena